Nr. 163. 2. Jahrgang.

Hamburger Echo.

Das „Hamburger Echo“ erscheint täglich, außer Montags.
Der Abonnementspreis beträgt: durch die Post bezogen (Nummer des Postkatalogs 2505) ohne Bringegeld vierteljährlich M. 4,20; durch die Kolporteure wöchentlich 36 ₰ frei in's Haus.
Verantwortlicher Redakteur: Otto Stolten in Hamburg.

Freitag, den 13. Juli 1888.

Anzeigen
werden die fünfgespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 25 ₰ berechnet.
Anzeigen-Annahme in der Expedition, sowie sämmtlichen Annoncen-Büreaus.
Redaktion und Expedition: Große Theaterstraße 44 in Hamburg.

Von der Weltbühne.

Die Berichte der Fabrikinspektoren für das Jahr 1887 sind dem Reichstag des „D. T.“ nach eingegangen und werden zu einem Generalberichte verarbeitet. „Diese seit dem Jahre 1885 beliebte Methode hat mannigfache Mißstände zur Folge. Sie veranlaßt einmal eine erhebliche Verspätung, denn die Ausarbeitung des Generalberichts erfordert selbstverständlich erhebliche Zeit, und daher kommt es, daß die Berichterstattung über die Fabrikinspektion in den deutschen Landestheilen für das verflossene Jahr noch heute nicht vorliegt, während die Berichte der Schweizer und der österreichischen Gewerberäthe längst veröffentlicht sind. Nach der seit 1885 befolgten Methode gelangen ferner die Berichte selbst, die Quellen, aus denen der Generalbericht schöpft, gar nicht zur öffentlichen Kenntniß, und das Auslegen jener im Reichstage kann diesen Mangel nicht ersetzen, weil die Auslegung nur den Reichstagsabgeordneten zu Gute kommt, welche übrigens auch auf das Einsehen in den Räumen des Reichstages beschränkt sind und ein eingehendes Studium der Originalberichte zu Hause nicht vornehmen können; für diese Originalberichte aber interessiren sich, außer den Reichstagsabgeordneten, viele Volkswirthe und Journalisten. Endlich aber enthält der Generalbericht doch nur ein Referat, und der Leser muß sich mit der Darstellung begnügen, welche der Referent giebt; mag dieser nun auch bemüht gewesen sein, aktenmäßig zu referiren, und mag auch der Generalbericht seiner Zentur, wie die Handelskammerberichte, unterliegen, so ist und bleibt es doch eine mißliche Sache, daß Niemand weiß, ob nicht doch Wesentliches geändert ist, und ob nicht hie und da von der Darstellung des Fabrikinspektors abgewichen wurde. Es scheint daher überaus wünschenswerth, daß zu der früheren Methode zurückgekehrt wird, und daß die Berichte der Fabrikinspektoren so veröffentlicht werden, wie sie erstattet sind. Sparsamkeitsrücksichten können hier doch nicht maßgebend sein, denn so arm ist das Deutsche Reich wohl nicht, daß es nöthig haben sollte, in einer solchen Angelegenheit Druckkosten zu sparen.“

Justizminister v. Friedberg soll sein Portefeuille niederlegen wollen. Als sein Nachfolger wird der Oberreichsanwalt Tessendorf bezeichnet. Tessendorf war früher Staatsanwalt in Magdeburg und in Berlin.

Was die Schutzzölle kosten. Die Eisenbahndirektion Magdeburg hatte 8700 Tonnen Schienen zur Submission ausgeschrieben. Die deutschen Werke verlangten M. 116, die englischen M. 114, frei Bahnhof Essen bezw. Hamburg, was loko Magdeburg einen Unterschied von 126,36 und 118,80, also einen Unterschied von 7,56 ergab, d. h. für die ganze Lieferung M. 65 000. Dazu M. 30 Zoll = M. 260 000 oder in Summa M. 325 000. Das Ministerium hat deshalb die Submission nicht genehmigt und die Eisenbahn beauftragt, freihändig mit den Eisenwerken zu verhandeln. Letztere werden nun wohl ihre Mehrforderung von M. 7,56 fallen lassen. „Der Zoll“, bemerkt dazu der „Patentanwalt“, „entgeht dann dem Reich und dem preußischen Staat.“

Ueber Herrn Oechelhäuser, der sehr stark an der nationalliberalen „Deutschen Arbeiterzeitung“ betheiligt ist, schreibt die „Arbeiterchronik“:

„Herr Oechelhäuser stellt keinen Arbeiter in Arbeit, der das fünfzigste Lebensjahr erreicht hat, und im Reichstage tritt Herr Oechelhäuser erst vom siebenzigsten Jahre für die 33 Pfennige der Altersrente ein. Also zwanzig Jahre sollen die Arbeiter von der Luft leben?“

Wir müssen gestehen, daß wir um eine Enttäuschung reicher sein würden, wenn das Mitgetheilte sich bewahrheiten sollte. Wir hielten Herrn Oechelhäuser bisher für einen human Denkenden, die Gebresten seiner Zeit Erkennenden, wenn auch sonst grade nicht weitsichtigen, unter dem Vorurtheil seiner Standesgenossen stehenden Mann. Es ist selbstverständlich, daß wir einen Widerruf obiger Nachricht mit Freuden begrüßen würden.

Die Süddeutsche Textil-Berufsgenossenschaft hat vor Kurzem in Augsburg ihre ordentliche Jahresversammlung abgehalten. Nach dem Bericht des Vorstehenden betrug der durchschnittliche Jahresverdienst eines Textilarbeiters M. 596, und zwar in Sektion I. (Süddaiern) M. 549, II. (Nordbaiern) M. 524, III. (Württemberg und Hohenzollern) M. 529, IV. (Baden, Hessen und baierische Pfalz) M. 544. „Die Genossenschaft,“ bemerkt hierzu die „Allgemeine Zeitung“, „hält damit unter den gleichartigen sonstigen Verbänden Deutschlands die Mitte inne, sie wird nur von Elsaß-Lothringen und Rheinland-Westfalen übertroffen, nimmt aber ihrerseits den Rang vor Schlesien mit M. 500, Sachsen mit M. 535 und dem übrigen Norddeutschland mit M. 538 ein.“

Auch hier ist der Mechanismus der Verwaltung ein sehr kostspieliger; für Renten und sonstige Entschädigungen wurden M. 28 396,40, für Verwaltungs-Kosten aber nicht weniger als **M. 24 992,90** ausgegeben, so daß in runder Schätzung auf je **eine Mark Rente achtzig Pfennige Verwaltungskosten** kommen.

Ueber die **Armenpflege im braunschweigischen Kreise Helmstedt** schreibt nach dem „Best. Tagebl.“ der Kreisdirektor Langerfeldt, daß es heute doch noch Arme giebt, welche man, damit sie sich satt essen können, „auf die Reihe gehen“ läßt, und wie es dort heute noch vorkommt, daß man die Verpflegung eines Armen an den Mindestfordernden verdingt. Die „Reihegänger“ müssen alle täglich auf den geordneten Bettel gehen, und daß der Mindestfordernde die Verpflegung des Armen nach dem Grundsatz „billig und schlecht“ leistet, kann keinem Zweifel unterliegen.

Meist aber, sagt der Kreisdirektor, geschieht die Unterbringung und Verpflegung der Armen durch die Armenhäuser. Von 87 Landgemeinden des Kreises hatten 73 eigene Armenhäuser, von denen 16 in „schlechtem“, 23 in „leidlichem“ oder „ziemlichem“ Zustande waren; der Kreisdirektor fand in den meisten „einen solchen Grad von Schmutz, Unordnung und Verkommenheit, daß es Ueberwindung kostete, länger als durchaus nöthig darin zu verweilen“. Es waren da „Menschen der verschiedensten Art zusammengewürfelt, weil sie, ohne Unterschied aus welchen Ursachen, das Unglück gehabt haben, der öffentlichen Armenpflege anheimzufallen. Wir finden da, sagt er, alte würdige Männer und Frauen, welche nicht mehr im Stande sind, für ihren Lebensunterhalt zu sorgen; wir finden da Krüppel und Siche, die nun in einem Schmutzwinkel das kümmerlichste Dasein fristen, wir finden da Liederliche, Faullenzer und Trinker, die es nicht besser haben wollen, die Niemand mehr in Arbeit nehmen will, die vielleicht auch gar nicht arbeiten wollen.“ Und in dieser Gesellschaft wachsen Kinder auf! Es waren 1887 in den Landgemeinde-Armenhäusern des Kreises Helmstedt 281 Personen untergebracht, darunter 165 Erwachsene und 116 Kinder; von den Erwachsenen waren 93 Altersschwache, Siche, Gebrechliche und 15 Arbeitsscheue und Trunkenbolde, 57 keine von beiden. „Welcher Berg von Elend thürmt sich auf, wenn man sich diese 281 Personen auf einem Fleck vereinigt denkt! Wie bedauernswürdig erscheinen namentlich die 93 Altersschwachen, Siechen, Gebrechlichen, welche ohne Wartung und Pflege in den Gemeinde-Armenhäusern ihre Lebenstage dahinschleppen müssen; wie groß muß der Unlegen sein, der von den 15 Trunkenbolden ausgeht; wie schwer endlich ist die Verantwortung gegenüber den 116 Kindern, welche man, statt sie in Zucht und Sitte zur Ordnung und Reinlichkeit, zu achtbaren und brauchbaren Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft zu erziehen, in dem Schmutze, der Unordnung, der Lasterhaftigkeit der Gemeindearmenhäuser verkommen läßt!“

„Erstaunt aber fragen wir,“ bemerkt dazu das oben angezogene Blatt, „ob der Kreisdirektor mit seinen Beschwerden bei der Aufsichtsbehörde, welche er doch sicher erhoben hat, bevor er den Weg der Oeffentlichkeit beschritt, keinen Erfolg gehabt hat; weshalb die Aufsichtsbehörde Anstand genommen hat, gegen solche Uebelstände einzuschreiten, die von einer Hartherzigkeit zeugen, welche empörend ist; weshalb solche Mißstände in der öffentlichen Armenpflege nicht längst laut geworden sind, und zwar so laut, daß auch taube Ohren die Klagen hören und die Gerechtigkeit sie erhören mußte. Die erhobenen Klagen wiegen um so schwerer, als der Kreis Helmstedt zu recht fruchtbaren Boden hat und seine Bauern wohlhabend sind. Allerdings weiß Jeder, der die Armenpflege auf dem Lande kennt, daß Unbarmherzigkeit gegen die Armen zu den traurigsten Untugenden der Bauern gehört. Aber es scheint in einzelnen Landestheilen Deutschlands zu den „berechtigten Eigenthümlichkeiten“ zu gehören, die Armen wie den Auswurf der Menschheit zu behandeln, und wir entsinnen uns, daß es die Armendirektion der Stadt Meerane im Königreiche Sachsen war, welche in ihrem Armenhause die Prügelstrafe einführen wollte, und daß es des Einschreitens der Aufsichtsbehörde bedurfte, um Abhülfe zu schaffen. Vielleicht wird auch die Aufsichtsbehörde im Lande Braunschweig es an der Zeit finden, mit einem „Donnerwetter“ unter die Armenpfleger des Kreises Helmstedt zu fahren.“

Aus Sachsen, 10. Juli, schreibt man der „Frkf. Ztg.“: „Die 15. Generalversammlung des Verbandes sächsischer Militärvereine, welche vorgestern in Dresden stattfand, hat den Antrag des Bezirksvereins zu Flöha, auf Grund dessen jedem Bundesvereine die Pflicht auferlegt werden sollte, in die Vereinssatzungen eine Bestimmung aufzunehmen über die Nichtaufnahme resp. den Ausschluß von Sozialdemokraten, abgelehnt, und zwar unter Hinweis auf die schon vorhandenen ausreichenden Bestimmungen. Der Verbandsvorsitzende theilte bei dieser Gelegenheit mit, daß das Bundespräsidium mit dem sächsischen Staatsministerium in dieser Angelegenheit verhandelt und letzteres an sämmtliche Amtshauptmannschaften eine Verordnung gerichtet habe, aus der hervorgeht, daß nur die Statuten solcher Militärvereine genehmigt werden dürften, welche ausdrücklich die Pflege der Treue zu König und Vaterland, Kaiser und Reich sich zur Aufgabe gemacht haben.“

Herr von Ehrenberg spukt wieder, so schreibt man dem „B. Vorkbl.“ mit Bezug auf die von uns reproduzirte Notiz der „Augsb. Abendztg.“ aus München. „Der Prozeß wegen Landesverraths werde gegen ihn geführt — heißt es. Das ist insofern richtig, als einzelne Personen in Bezug auf die bekannten Thaten des Herrn von Ehrenberg richterlich vernommen werden sind. Herr von Ehrenberg selbst ist bis jetzt aber ganz unbehelligt und hat soeben durch die Firma Hermann Rissel u. Ko. in Hagen (i. W.) den Prospektus seines pomphaft angekündigten Opus versenden lassen. Es heißt sich: „Demokratische Moral und Justiz“, aus den Erlebnissen eines Deutschen in Zürich, zugleich ein Beweis für die Nothwendigkeit von Ausnahmegesetzen!! 14 Bogen à M. 2. Schon der Titel beweist, daß diejenigen, welche den Herrn von Ehrenberg (das „von“ wollen wir ihm nicht schenken) mit gewissen „Nicht-Gentlemens“ auf eine Stufe stellten, sich nicht geirrt hatten.

Ausschluß von Sozialdemokraten. In Barmen haben mehrere Kriegervereine Mitglieder, welche im Verdachte stehen, sozialistisch gesinnt zu sein, aus ihren Vereinen ausgeschlossen.

Frankfurt, 11. Juli. („Frkf. Ztg.“) Gestern Abend fand im Saale des Restaurant „Zum Stein“ eine öffentliche Versammlung der Zimmerleute Frankfurts statt. Den Vorsitz führte der Zimmermann Edelmann. Auf der Tagesordnung stand: „Bericht der Lohnkommission“. Am 19. Juni hatte eine Versammlung der Zimmerleute eine Resolution gefaßt, laut welcher man mit den Meistern durch eine Lohnkommission über die Lohnfrage verhandeln wollte. Man lud die Meister zu einer mündlichen Verhandlung, doch stellte sich kein einziger ein. Man hatte den Meistern geschrieben, daß man das Handwerk heben, die Interessen von Meistern und Gesellen fördern, die Schmutz-Konkurrenz unterdrücken und die Existenz der Meister sichern wolle. Mehrere Redner schreiben den Mißerfolg der Uneinigkeit der Zimmerleute Frankfurts zu, deren es 700 gebe. Während im vorigen Jahre der Zimmerleute-Verband dahier 184 Mitglieder zählte, ist deren Zahl jetzt auf 60 herabgesunken. Unter diesen Umständen hielten es einige Redner für am Platze, die ganze Lohnfrage fallen zu lassen und den deutschen Zimmermanns-Verband aufzulösen. Diese Ansicht stößt schließlich auf Widerstand. Ein Redner stellt den Antrag, man solle von den Meistern einen Minimallohn von 35 ₰ per Stunde verlangen. Nach langer Debatte wird schließlich folgende Resolution gefaßt: „Die Zimmerleute Frankfurts beschließen, von den Meistern energisch einen Minimallohn von 35 ₰ und 15 pZt. Lohnzuschlag, und zwar vom 1. August 1888 ab, zu verlangen. Sollten die Meister nicht auf gütlichem Wege darauf eingehen, so soll eine allgemeine Arbeitseinstellung energisch durchgeführt werden. Zum Schluß hält die Versammlung noch das Zirkular der letzten Versammlung aufrecht und beschließt, am 24. Juli c. eine Versammlung abzuhalten, in welcher über die Verhandlungen mit den Meistern berichtet, eventuell über den Ausbruch des allgemeinen Streiks beschlossen werden soll.“ Die Versammlung schloß gegen Mitternacht.

Bruderherz, wie magst Du mich betrüben. Zwei hiesigen Blättern, welche von Berlin aus zwecks Bearbeitung ihrer Leser im Sinne der Reaktion immer prompt bedient werden, ist ein arges Malheur widerfahren. Das eine, die „Hamb. Nachr.“, behauptete in einem Artikel aus der bekannten Berliner Quelle, Herr v. Puttkamer sei „ohne Wissen des Ministerpräsidenten entlassen“, in dem anderen, dem „Hamb. Corresp.“, dagegen wird in einer ebenfalls aus Berlin stammenden, aus ebenbürtiger Quelle fließenden Zuschrift behauptet, die Entlassung des Herrn von Puttkamer sei mit Gegenzeichnung des Ministerpräsidenten — — — erfolgt.

Die Herren Offiziösen blamiren sich und — Andere doch wie sich oft unnöthiger Weise.

Gegenwärtig spielt sich auf deutschem Boden eine scheinbare **Familientragödie** ab, die indeß einen hochpolitischen Hintergrund hat und deren Urstand in politischen Hintergrund hat und deren Urstand in Serbien ist; wir meinen die Ehescheidungsgeschichte des serbischen Königspaares. König Milan von Serbien will sich von seiner Gattin Natalie scheiden lassen, weshalb diese sich hartnäckig weigert. Das wäre nun nichts weniger als interessant für Menschen, die mehr zu thun haben, als sich um des lieben Nachbars Scherenstein zu kümmern. Allein in diesem Falle tritt die Sache anders. Königin Natalie ist ein Kind Rußlands und in ihrer Person verkörpern sich russische Interessen, König Milan aber ist Beherrscher von Serbien, und seine Interessen gebieten ihm, sich an Oesterreich anzulehnen. Liebe verbindet die beiden Menschenkinder nicht, und da ist der Widerstreit gegeben. Natalie befindet sich mit ihrem Sohne, dem Kronprinzen von Serbien, in Wiesbaden, und Milan residirt in Belgrad. Dieser will seinen Sohn haben, um ihn in jene will ihn behalten, um ihn in russischem Geiste zu stärken. Was dahinter steckt, wird der Leser leicht errathen. Intriguen über Intriguen sind gesponnen worden, um sich gegenseitig zu überlisten, aber jeder Part ist auf der Hut. Die Einsicht, daß damit ein Ende in der Sache nicht gefunden werde, scheint gekommen, und so verlaßt man jetzt die heimlichen krummen Wege zur Erreichung des Zieles, und betritt die formell diplomatischen. Nach dem „Rh. Kour.“ haben in der Sache bereits Verhandlungen zwischen der serbischen und deutschen Regierung stattgefunden. Der Polizeipräsident in Wiesbaden verlangte von der Königin Natalie die Herausgabe ihres Sohnes; diese aber verweigerte dieselbe. Auf daß Natalie aber nicht nach Rußland entfliehe, hat sie sich auf Ehrenwort verpflichten müssen, Wiesbaden bis zur Entscheidung der Angelegenheit nicht zu verlassen, und die deutsche Regierung hat der serbischen zugesichert, darauf zu achten, daß sich die Königin nicht aus Wiesbaden bezw. aus Deutschland entfernt. Interessant ist, was die russische Presse zu der Sache sagt. Der „Graschdanin“ verlangt von der russischen Regierung, diese solle auf diplomatischem Wege die unrechtmäßig beleidigte Serbenkönigin in Schutz nehmen und dadurch der „österreichischen Intrigue“ das Gleichgewicht halten. Die „Nowoje Wremja“ nennt die eventuelle „deutsche Einmischung“ eine Verletzung der Gastfreundschaft, eine schimpfliche Handlung. In Petersburg nimmt man an, Königin Natalie würde nach Rußland in ihre Heimath sich zurückziehen. Pobedonoszoff ist in Wiesbaden eingetroffen. Die Petersburger Presse bezweifelt, daß deutscherseits eine „polizeiliche Einmischung“ erfolgen werde.

Wie wird's enden?

Wien, 11. Juli. Nach der „Pol. Korresp.“ hat außer dem römischen auch das Wiener Kabinet der Suez-Konvention zugestimmt. Der Beitritt der deutschen und der spanischen Regierung ist gesichert. Sobald die Zustimmung aller berufenen Mächte erfolgt ist, wird die Unterzeichnung in Paris stattfinden.

Der österreichische diplomatische Agent in Sofia verlangt die Bezahlung des Lösegeldes für die bei Bellova von Banditen gefangenen zwei österreichischen Staatsangehörigen seitens der bulgarischen Regierung.

Aus der Schweiz, 10. Juli. („Frkf. Ztg.“) „Die vom Bundesrath beschlossene polizeiliche Ueberwachung der sozialdemokratischen Versammlungen wird jetzt offiziös angestanden, allerdings mit der selbstverständlichen Betheuerung, daß sich die Ueberwachung nur gegen Spitzel und ausländische Agitatoren richte. Die Offiziösen sind zugleich in hohem Maße darüber entrüstet, daß die Sache durch eine Diskretionsverletzung seitens eines Beamten den Sozialdemokraten verrathen worden ist. — In der demokratischen Presse ist man von dieser Neuerung, die fast wie ein Pultkamer'sches Vermächtniß aussieht, wenig erbaut. Der „Landbote“ z. B. findet es als etwas ganz Neues im Schweizerlande, daß eine bestimmte politische Partei unter polizeiliche Spezialaufsicht gestellt wird; eine solche könne doch nur einen denunziatorischen Charakter haben. Man solle doch gleich die Vereins- und Versammlungsfreiheit aufheben und jede politische Gesellschaft verbieten, in welcher andere politische und soziale Doktrinen entwickelt werden, als sie dem Vorsteher des eidgenössischen politischen Departements, repräsentirt durch die im Saal anwesende Geheimpolizei, genehm sind. Vorläufig wäre wohl den Versammlungen anzurathen, Polizeispione, die sich in ihre Mitte drängen, an die Luft zu setzen.“

Vor einigen Tagen gelangte endlich die 8 Wochen dauernde Untersuchung gegen die im Seinau (Zürich) wegen eines militärisch-politischen Vergehens verhaftet gewesenen O'Dann, preußischer Hauptmann a. D., und R. von Hartung, preußischer Lieutenant a. D., zum Abschluß. Herr von Hartung wurde laut „N. Z. Ztg.“ sofort freigelassen, und da seine Schuldlosigkeit voll und ganz erwiesen ist, muß das Gerücht, er werde des Landes verwiesen, als haltlos bezeichnet werden.

Eine zahlreiche Arbeitgeberversammlung in Zürich beschloß eine Petition an die Regierung wegen gesetzlicher Schutzmaßregeln für die arbeitenden Minderheiten gegenüber den Gewaltakten Streikender.

Die vorgestern zu Aarau abgehaltene Delegirten-Versammlung der sozialdemokratischen Arbeiterpartei der Schweiz war von dreizehn Abgeordneten besucht: 2 Winterthurern, 6 Zürichern, 2 Bernern, 2 Baselern und 1 Solothurner. Ihr wichtigster Beschluß geht dahin, daß aus den verschiedenen Fachorganisationen eine einzige schweizerische sozialdemokratische Partei gebildet werden soll, zu welchem Zweck im Oktober dieses Jahres ein „Arbeitertag“ einberufen werden wird. Mit den dazu nöthigen Schritten ist das „Aktionskomite“ in Bern und die sozialdemokratische Vereinigung in Basel beauftragt. Die in Zürich erscheinende „Arbeiterstimme“ soll bereits in einer Auflage von 2200 Exemplaren erscheinen.

Paris, 11. Juli. Pyat verzichtete darauf, wegen der Beschlagnahme des vom Grafen von Paris an die Maires gerichteten Briefes eine Interpellation einzubringen.

In der Budgetkommission erklärte Finanzminister Peytral bezüglich des Kredits von 67 Mill. für die Befestigung der Häfen, daß er augenblicklich noch keine besondere Vorlage für diese Ausgaben machen könne, und schlug vor, letztere provisorisch auf die schwebende Schuld zu übertragen. Die Kommission beschloß, ihre Ansicht vorzubehalten, bis die Regierung über den finanziellen Plan zur Herbeischaffung des neuen außerordentlichen Budgets für die Marine schlüssig geworden sei.

Das Zuchtpolizeigericht in Toulon sprach nach fünftägiger Verhandlung den Weingroßhändler Millenneuve von der Anklage frei, vergiftete Weine und andere Getränke, welche schädliche Stoffe enthielten, verkauft zu haben, verurtheilte ihn jedoch wegen Fahrlässigkeit zu 20 Tagen Gefängniß und 100 Francs Geldbuße.

Dem „Intransigeant“ zufolge, ist der Lyoner Anarchist Cuvet in Neukaledonien wegen eines Vergehens gegen einen Gefängnißaufseher hingerichtet worden.

Die radikale Linke beschloß, unter Beantragung der Dringlichkeit, einen Gesetzentwurf einzubringen, welcher die Unterdrückung sämmtlicher geistlicher Delegationen bezweckt.

Haag, 11. Juli. Ueber den Aufstand in der Provinz Bantam auf Batavia wird amtlich weiter gemeldet: Nach der Plünderung von Tjelegon wandten die Aufständischen sich gegen Serang, den Hauptort von Bantam, trafen aber etwa zwölf Kilometer vor Serang auf eine Patrouille. Bei dem Gefecht, das sich nun entwickelte, hatten die Aufständischen einen Verlust von neun Todten. Die Garnison von Serang erhielt aus Batavia Verstärkungen. Die telegraphische Verbindung ist unterbrochen.

London, 11. Juli. Das „British Medical Journ.“ ist autorisirt, zu konstatiren, daß Mackenzie auf Wunsch hochstehender Personen die Denkschrift der deutschen Aerzte vorerst unbeantwortet lassen werde; dieselbe enthalte schwere Entstellungen, deren Unwahrheit er darthun könne, sobald ihm dazu die Erlaubniß gegeben werde.

Aus Suakim wird gemeldet, der Nachfolger des Mahdi, Khalifa, habe Osman Digma benachrichtigt, daß der weiße Pascha drei Tagereisen näher auf Khartum vorgerückt sei; er baue Straßen. Die Shagiahs seien aufgeboten, um den Vormarsch zu hindern.

Nach einem Telegramm aus Mexiko sind alle Wahlkollegien für die Wiederwahl von Diaz zum Präsidenten der Republik.

Ueber den Aufstand im Innlande verlas vorgestern im Oberhause in Beantwortung einer Anfrage Lord Granvilles der Minister der Kolonieen, Lord

---

Ihre Tochter.

Kriminal-Roman nach dem Französischen
von
R. Detring.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Jeanne von Lorris erröthete. Sie fühlte den Fehler, den sie begangen. Sie hatte mit Guntram flirtet und hatte ihm gefallen wollen — sie war eben doch Weib — und so war sie aus der Rolle der armen Mutter gefallen, die sie seit fünfzehn Jahren mit solcher Ausdauer spielte.

Einmal mußte dieses Spiel übrigens doch ein Ende nehmen und sie wartete nur auf das Ergebniß der vom Major gethanen Schritte, um Therese die Veränderung ihrer äußeren Lage anzukündigen. Aber der Erfolg dieser Schritte war noch nicht gewiß, und so gerieth sie durch die Bemerkungen ihrer Tochter, die ihr noch zu früh kamen, in Verlegenheit.

„Du kennst ja die Molle genauer, als ich dachte,“ erwiderte sie und versuchte zu lächeln. „Wo hast Du denn so genau Toiletten beschreiben gelernt?“

„Aus den Modezeitungen. Aber Du brauchst Dich nicht zu ängstigen. Zur Putzsucht bin ich gar nicht veranlagt, und ich bin zufrieden, wenn ich bis an's Ende meiner Tage im Winter wollene und im Sommer leinene Kleider tragen kann.“

„Soviel Geschmack am Einfachen hätte ich gar nicht bei Dir vermuthet. Wie geht es denn Gundula? Ist seit Montag etwas Besonderes passirt?“

„Nein, gar nichts! Gundula ist munter . . . und die Bären im botanisch-zoologischen Garten auch . . . Ich sehe sie alle Tage und ich bin zufrieden dabei. Aber sag' doch, Mama, gehört der schöne Wagen, der Dich hergebracht hat, Deinem Prinzipal?“

„Nein . . . ich . . . Woher weißt Du denn, daß ich in einem schönen Wagen gekommen bin?“

„In einem herrschaftlichen Wagen bist Du gekommen. Ich sah es wohl. Der Kutscher trug eine Livree. Du hast mit ihm gesprochen, aber ihn nicht bezahlt, als Du ihn fortschicktest.“

„Ja, es ist der Kutscher eines mit mir befreundeten Herrn . . . Ich stelle Dir den Herrn nächstens vor.“

Der Wagen gehörte Guntram, der ihn auf einen Monat gemiethet hatte, und Jeanne hatte ihn ohne Bedenken benutzt, um nach dem Boulevard d'Italie zu gelangen. Sie hatte nicht daran gedacht, daß Therese nach ihr ausspähen würde.

„Ist das wirklich wahr? Du willst ihn hierher bringen? Das ist ja dann das erste Mal, daß ein Mann unser Haus betritt, denn der Gärtner zählt doch nicht! Und doch hält ihn Gundula schon für überflüssig. Was wird sie für ein Gesicht schneiden, wenn Du ihr den Besuch Deines Freundes ankündigst!“

Unter solchem Geplauder kamen Mutter und Tochter Arm in Arm bis zum Thor der Villa, wo sie Gundula erwartete.

„Ich habe mit Dir zu reden,“ sagte ihr Frau von Lorris grade heraus. „Therese, mein Kind, ihre mir den Gefallen und geh' inzwischen Deine Blumen pflegen.“

„Du schickst mich fort!“

„Nur auf fünf Minuten. Sobald wir fertig sind, kommst Du wieder. Und lange habe ich mit Gundula nicht zu sprechen.“

So mußte sich Therese, so leid es ihr that, entschließen, in den Hintergrund des Gartens zu gehen, wo ihre Rosenstöcke standen — und Jeanne zog ihre alte Freundin in eine Laube, wo sie ungestört plaudern und von wo sie zugleich das junge Mädchen im Auge behalten konnten.

„Ich habe Dir eine große Neuigkeit mitzutheilen,“ begann Frau von Lorris.

„Hier giebt es auch Neuigkeiten,“ brummte Gundula.

„Die Schwester von Georg Noor ist gestorben. Sie hinterläßt Theresen testamentarisch über zwei Millionen Franks. Aber ihr Testament wird vielleicht von den natürlichen Erben angegriffen werden. Heute Abend noch erfahre ich, wie es sich damit verhält. Was soll ich thun, wenn, wie ich hoffe, die Rechte Theresens anerkannt werden?“

„Ich rathe Dir, sie sofort zu verheirathen,“ erwiderte die alte Erzieherin, die nicht mit der Wimper gezuckt hatte, als sie hörte, daß ihre Schülerin Millionärin geworden sei.

„Das dachte ich auch. Aber soll ich ihr sagen, daß sie diese Tante beerbt, von der ich ihr nie gesprochen habe? Sage ich es ihr, so wird sie Aufklärung haben wollen, und dann muß ich ihr am Ende Alles gestehen, was ich bis jetzt vor ihr geheim gehalten habe!“

„Früher oder später mußt Du es doch thun. Warte, wenn Du noch warten willst, aber ich glaube, lange kann es so nicht mehr bleiben, wie es jetzt geht. Das wollte ich Dir schon am Montag sagen, aber Du warst so aufgeregt und hattest es so eilig . . .“

„Ja; vermuthete ich doch, daß Lady Gateneß gestorben sei, ich wußte es aber noch nicht bestimmt und deshalb war ich unruhig.“

„Liebe Jeanne, Deine Tochter ist jetzt ein Weib geworden und leider ist sie viel zu hübsch. Man dreht sich nach ihr um, wenn sie spazieren geht. Es ist bereits so weit gekommen, daß ich kaum noch mit ihr ausgehen kann. Und ich kann die Verantwortlichkeit für sie nicht länger tragen.“

„Aber weshalb denn? Was giebt es denn?“ fragte Frau von Lorris lebhaft.

„Nun, so höre. Man hat einen Mann um das Haus streichen sehen!“

„Wer hat ihn gesehen?“

„Unser Gärtner Franz und ich . . . von meinem Fenster aus. Es war am nächsten Morgen nach Deinem Besuche. Es hat sich ja nichts weiter blicken lassen, aber ich fürchte, ich fürchte, Therese bändelt mit irgend einem Süßholzraspler eine Liebesgeschichte an. Ich verstehe ja nicht viel von den Gefühlen, die so ein Mädchenherz hat, aber das merke ich sehr gut, daß sie nicht mehr die alte ist. Sie träumt vom Morgen bis zum Abend und wahrscheinlich wohl auch vom Abend bis zum Morgen.“

„Und Du sagst mir erst jetzt etwas davon?“

„Es geht ja auch erst seit drei oder vier Tagen so, und ich hatte mir bestimmt vorgenommen, mit Dir darüber zu reden, denn ich selber will sie nicht fragen. Sie würde mir übrigens auch nicht antworten. Sie ist viel schlauer, als Du glaubst, und mir öffnet sie ihr Herz nicht, während sie Dir . . .“

„Ich will sie sofort fragen,“ rief Frau von Lorris, die durch diese Eröffnungen nicht wenig bewegt wurde.

So ließ sie Gundula sitzen und suchte ihre Tochter auf, die eben einen Blumenstrauß band.

„Wie hübsch, wie hübsch,“ rief Therese, „daß Du mich nicht lange warten läßt! Ich habe Dir eine Menge Dinge zu erzählen und muß Dich viel fragen. Aber erst nimm diese Rose hier, es ist die schönste im Garten und Meister Franz, der ein großer Botaniker ist, behauptet, sie heiße: Erzherzog-Karl-Rose. Sie führt also einen hohen Titel . . . und dabei fällt mir ein, sag' mir doch . . . was ist denn ein Baron?“

„Ein Baron?“ wiederholte Frau von Lorris, die auf eine solche Frage nicht vorbereitet war.

„Ja,“ sagte Therese, „ich weiß, daß es ein Adliger ist, aber ich möchte gern wissen, ob „Graf“ oder „Fürst“ weniger ist.“

„Nein, mehr. Aber weshalb fragst Du darnach?“

„Weil ich einen Baron kenne.“

„Du kennst einen Baron? Aber wo hast Du denn Den getroffen, ich bitte Dich um Alles in der Welt?“

„Im botanischen Garten, im Vorgang.“

„Wollt Du mich zum Besten halten?“

„Nein doch, Mama! Es ist wahrhaftig wahr. Wundert es Dich denn, daß ein Adliger in den botanischen Garten kommt?“

„Nein, aber mich wundert, wie Du den Titel eines Spaziergängers, den Du siehst, errathen kannst. Auf dem Hut wird er ihn wohl nicht getragen haben, und die Barone sehen grade so aus wie gewöhnliche Sterbliche.“

„Der sieht schöner aus! Aber ich wüßte noch heute nicht, wer er ist, wenn er es mir nicht gesagt hätte.“

„Er hat mit Dir gesprochen?“

„Nun, ja doch! Und ich habe ihm geantwortet. Ist denn das Unrecht?“

„Ganz gewiß! Ein gut erzogenes junges Mädchen darf nicht mit einem Manne sprechen, der sich erdreistet, sie an einem öffentlichen Orte anzureden.“

„Wüßtest Du, wie Alles gekommen ist, so würdest Du es ganz natürlich finden.“

„Das bezweifle ich sehr, aber ich bitte Dich . . .“

„Ich soll Dir die Geschichte erzählen? Weiter will ich ja nichts! Nur mußt Du mir versprechen, nicht auf Gundula böse zu werden.“

„Sie ist also Schuld daran!“ rief Frau von Lorris lebhaft.

„Nein, denn sie konnte nicht vorher sehen, was geschah, während sie auf der Bank unter der Ceder saß und strickte. Sie hat eine Wuth auf das Stricken, und mir gefällt es nicht.“

„Du bist also von ihr fortgegangen, und das hatte ich Dir doch verboten!“

„Oh! Ich fragte sie erst um Erlaubniß, ob ich bis zur schönen Aussicht emporsteigen dürfe.“

„Sie hätte es nicht gestatten sollen.“

„Dann wäre ich ohne Erlaubniß gegangen. Du thätest ihr also Unrecht, wolltest Du ihr Vorwürfe machen, und Du mußt mir fest versprechen, es nicht zu thun.“

„Ja, wenn Du mir Alles sagst.“

„Habe ich Dir schon je etwas verschwiegen? Bei Gundula ist das etwas Anderes. Ihr sage ich nur, was sie wissen soll. Und ich habe mich schön gehütet, ihr mein Abenteuer zu erzählen. Achtundvierzig Stunden würde sie mir gepredigt haben! Aber ich sehnte mich nach Dir, um Dir das große Geheimniß zu beichten.“

„So rede doch! Du erschreckst mich wirklich.“

„Dazu ist gar kein Grund . . . Also, lieb' Mütterchen, ich habe einen Liebsten!“

Der Blitz hätte vor Jeanne in den Boden schlagen können, sie wäre nicht so in Schrecken gesetzt worden, wie durch diese Erklärung.

Therese sagte das Alles so ruhig; sie schien keine Ahnung von der Tragweite ihres Geständnisses zu haben. Aber ihre Mutter empfand seine Bedeutung, und sie wurde sichtbar bleicher.

„Was schwatzt Du da!“ stammelte sie verwirrt. „Du mußt doch nachdenken und nicht ein Wort aussprechen, dessen Sinn Du gar nicht verstehst!“

„Oh, ich verstehe ganz gut seinen Sinn . . . Ein Liebhaber ist ein junger Mann, der uns den Hof macht und der uns gefällt. Meiner erfüllt alle Bedingungen dieses Programms. Er hat mir so hübsche Schmeicheleien gesagt.“

Jeanne athmete auf. Das Unheil war vielleicht nicht so groß, als sie dachte.

„Erzähle mir Alles,“ sprach sie ernst.

„Ich wäre schon längst mit meiner Beichte fertig, wenn Du mich nicht bei jedem Wort unterbrechen wolltest; jetzt geht sie nun weiter: Alle Gundula wollte nicht mit hinaufklettern. Das Steigen bringt sie zu leicht außer Athem. Ich aber kletterte mich so gerne müde! Ich steige alle den schmalen Weg, der von zwei hohen Hecken eingesäumt wird, empor und bin fast oben, da bemerkte ich, daß mir ein häßlicher Kerl folgte. Wenn ich stehen blieb, blieb er auch stehen, und ich mochte so rasch gehen, wie ich wollte, er war mir immer auf den Hacken. Er murmelte einige Worte, die ich nicht verstand.“

„Wie sah er aus?“